

Hochzeitsfeier am Hofe zu Karpurthala.

Pitta Sahib, der Erbprinz des indobritischen Vassallenstaates Karpurthala, verheiratete sich unlängst mit der in Paris erzogenen indischen Prinzessin Brinda von Jubbal. Der Vater des Bräutigams, der wegen seines fabelhaften Reichtums bekannte Maharadscha von Karpurthala, hatte zu der Hochzeit an fünfzig seiner Pariser und Londoner Freunde eingeladen und alle diese Gäste auf seine Kosten nach Indien kommen lassen.

Einer dieser Hochzeitsgäste, Herr Rene des Cheffes, schildert nun in Pariser "Journal" in feffender Weise das Hochzeitsfest und die Feste, die ihm vorangingen und folgten. Unter den Franzosen, die der Einladung Folge geleistet hatten, befanden sich: der Prinz Anton von Orleans-Braganza, Prinz und Prinzessin von Broglie, Gräfin von Pracomtal (in deren Hause die Prinzessin-Bräut er zogen worden ist), Marquis und Marquise von Vohbau, General Baron v. Sancy de Roland und andere; unter den Engländern sah man Herrn Sykes als Vertreter der britischen Regierung, General Pawel, General Drummond, Lady Heathorn, Lady Saffron u. s. w.; unter den vornehmsten Hindus ragten besonders hervor: der Maharadscha von Kaschmir, einer der reichsten und mächtigsten Fürsten Indiens, der Maharadscha von Galawar, der Radscha von Poona, Jga Khan, ein direkter Nachkomme des Propheten usw.

Obgleich der Maharadscha in Karpurthala sechs große Paläste besitzt, hatte er seine zahlreichen Gäste nicht dort unterbringen wollen, sondern für sie eigens drei gewaltige Zeltlager bauen lassen: eins für die Europäer, das zweite für die Hindus und das dritte für den Maharadscha von Kaschmir, der mit einem Gefolge von mehr als hundert Personen eingetroffen war. Das Europäerlager bestand aus etwa hundert Zelten; jeder Gast hatte in seinem Zelt einen Salon, ein Schlafzimmer, ein Ankleidezimmer und ein Badezimmer; alle Zimmer waren elektrisch beleuchtet. Im Hintergrunde des Lagers waren drei Kiefern aus Speiseholz, Empfangssaal und Rauchzimmer eingerichtet; überall fiel eine reizvolle Mischung von modernstem Komfort und orientalischem Luxus auf. Solla doch die Einrichtung des Europäerlagers allein mehr als eine Million gekostet haben!

Die Feste dauerten vom 2. bis zum 6. Februar. Von den ausländischen Gästen kamen die meisten bei Nacht an; die Autos des Maharadscha brachten sie vom Bahnhof zum Lager, während das Gepäck auf dem Rücken von Kamelen und Elephanten folgte; die Tiere waren mit Tigerfellen beledet und wurden von Kameelreitern und Korna, die eine farbenprächtige Livree trugen, durch die Straßen geleitet. Die Gäste wurden im großen Saal des Palastes vom Maharadscha und seiner Rani (Gattin), einer bildschönen Spanierin, auf's herzlichste begrüßt. Am Abend des folgenden Tages fand in der Durbar Hall, einem durch seine Größenvhältnisse und durch den echt indischen Baustil auffallenden Saal, ein indisch-europäischer Ball statt. Der Saal ist fast fünfzehn Meter hoch; rings läuft, etwa acht Meter vom Fußboden entfernt, eine zierliche Gallerie aus feingeschnittenem Sandelholz; auf der Gallerie befinden sich vier wie Spizen durchbrochene Kioske, von denen aus die indischen Gäste zusehen können, ohne selbst gesehen zu werden. Der einzige europäische Schmuck des Saales ist ein von Chartran gemaltes Bildnis des Maharadscha. An dem Tanz beteiligte sich mit den europäischen Damen auch die Gattin des Fürsten, die eine ganz mit Gold besetzte dunkle Robe und zahllose Brillanten von geradezu unwahrscheinlicher Größe trug. An die Mädchen von Taufendundeine Nacht" erinnerten auch die anderen Trachten, die man zu sehen bekam: da waren Kleider, die vollständig aus Gold und Silber gewebt und mit Edelsteinen wie besät waren, Kaschmirstoffe, die wie ein Blendwerk der Hölle anmuteten, Perlen von Rugsgröße, Turbane mit phantastischen Smaragden, Rubinen und Diamanten, von denen der kleinste schon ein ganzes Vermögen darstellte.

Einen Tag nach dem Ball fand im großen Saal des alten Palastes die Vorfeier der Hochzeit statt. Vor dem Palast standen in Halbkreis dreißig wunderbar angeschirrte Elephanten; links und rechts vom Palast bildete die Infanterie von Karpurthala Spalier. Unter Kanonendonner erschienen in einem Wiergespann mit Stangenreitern, eskortiert von Lanzenreitern in blausilberner Uniform, der Maharadscha und der Erbprinz, beide in Galauniform: schwarz mit Goldstickerei. Mit demselben Ceremoniell folgten die anderen Maharadschas und Radschas. Alle nahmen sie Platz in dem weißen Marmoraal unter einem grünammetnen, mit Gold besetzten und von vier massiven silbernen Säulen getragenen Baldachin. Der Maharadscha von Karpurthala und die Maharadschas von Kaschmir und von Galawar saßen auf goldenen, mit Edelsteinen besetzten Thronen; ihre

Füße ruhten auf blausammetnen in Silber gefassten Tabourets. Während eine Bajadere ein Hochzeitslied sang, begann die Verlobungszeremonie: man legt dem Bräutigam eine Binde um die Augen, um anzudeuten, daß er jetzt gebunden ist und mit geschlossenen Augen die Frau nehmen muß, die sein Vater für ihn bestimmt hat. Die Binde bestand in diesem Falle aus zehn Reihen herrlicher Perlen und aus herzförmig geschnittenen Smaragden und Opalen. Es folgte dann die Ueberreichung der von den Unterthanen und Freunden des Maharadscha gebrachten Geschenke: Säcken mit Rupien, wunderbare Stoffe, Edelsteine lagen in ganzen Haufen da. Viele Geschenke mußten vor der Thür bleiben, unter ihnen die sechs Kasse und die Elephanten, die der Maharadscha von Kaschmir dargebracht hatte. Mehrere Abordnungen verlasen Glückwunschkarten, worauf der Maharadscha in einer schönen Rede eine allgemeine Anamnese antwortete.

Damit seine europäischen Gäste die Hochzeitsfeier in allen ihren Einzelheiten sehen könnten, fand die Feierlichkeit, mit Zustimmung der Priester, nicht im Tempel, sondern unter freiem Himmel statt. Man hatte für diesen Zweck den Kiefernhof des sogenannten Schallpalastes (Jalaa Kana) hergerichtet. Der Maharadscha und seine Hindugäste erschienen wieder in berückend schönen Trachten. Der Vater des Bräutigams schien ganz in Gold gekleidet zu sein; er trug einen rotenfarbenen Turban, dessen Paradiesvogelglatze von Smaragden und Diamanten gehalten wurde. Verbollständigigt wurde die Tracht durch eine dreizehnhörige Perlenkette, deren Perlen von fabelhafter Größe waren. Der Maharadscha von Kaschmir trug über einer ganz mit Silber besetzten Robe einen Kaschmirmantel mit wunderbaren Arabesken. Der Maharadscha von Galawar war bekleidet mit einer langen Dalmatika von saphirfarbenem Sammet, die über und über mit Gold besetzt war; sein Turban war schwebelgelb und mit Rubin besetzt; am Hals aber trug er eine Smaragdperle, die von all den wunderbaren Schmuckstücken, die man hier zu sehen bekam, die wunderbarste war.

Als die Maharadschas Platz genommen hatten, gingen acht in weiße Seide gekleidete Brahminen zum Thor der Frauengemächer, um die Braut zu holen. Sie erschienen mit Perlen und Diamanten geschmückt, in Begleitung ihres Vaters und ihres Bräutigams und nahm, nachdem die Priester die Ehe nach zwei Riten eingegnet hatten, neben dem Maharadscha von Karpurthala Platz, um die Glückwünsche der Gäste entgegenzunehmen.

Die Rückkehr zum Palast mit der berühmten Elephantenprozession ist eine der großartigsten Ceremonien, die man sich denken kann. Unter den Klängen der lapurthalschen Nationalhymne formierte sich der Zug zwischen den spalierbildenden Soldaten. Voran eine Schwadron Lanzenreiter; dann der Hohepriester, ein weißbärtiger Greis, mit dem heiligen Buch in einer Art goldener Vagode, die von einem mit kostbaren Stoffen beledeten und mit Gold und Edelsteinen geschmückten Elephanten getragen wurde. Es folgte das junge Paar im vierspännigen Wagen; hinter ihm aber ritt auf gigantischen, prachtvoll aufgezäumten Elephanten die ganze Schaar der Maharadschas und Radschas. Es war unter der heißen indischen Sonne eine wahre Farbenorgie, ein berauschender Glanz von funkelnden Edelsteinen und zauberlich schönen Stoffen....

Jubiläum der türkischen Kriegsschule.

Unlängst wurde die fünfundsiebzigjährige Stiftungsfeier der türkischen Kriegsschule in Pankhaldi mit großem Pomp begangen. Alle Minister, die Generalität, viele hohe Würdenträger und die Militärattachees der Botschaften waren anwesend. Senator Ghazi Muthar-Pascha, der älteste riegsschüler, wurde durch besondere Ehrenbezeugungen gefeiert. An die großartige Truppenrevue schloß sich ein Festmahl, bei dem der Kriegsschuldirektor Behid, ferner Mahmud Schewet-Pascha und Muthar-Pascha in ihren Reden besonders der Leistungen deutscher Offiziere für Kriegsschule und die türkische Armee rühmend gedenkten.

Rettungsmedaille für eine Schülerin.

Der Großherzog von Mecklenburg hat der Schülerin der höheren Töchterschule zu Güstrow, Ursula Stuger, die Medaille für Rettung aus Lebensgefahr verliehen in Anerkennung ihres mutigen Eintretens im Februar d. J., wobei sie die beiden Primaner des Gymnasiums zu Güstrow, Hinrichsen und Kuech, auf dem Inselsee von dem Tode des Ertrinkens unter Gefährdung des eigenen Lebens rettete. Die Medaille wurde dem tapferen Mädchen anlässlich des Geburtstages des Großherzogs in der Aula der höheren Töchterschule in Gegenwart der Damen und Herren des Kollegiums und der Schülerinnen überreicht.

Wie schön wäre es, der Finder all des Glücks zu sein, das in der Welt verloren geht!

Eine Königin des Meeres.

Drei Faktoren haben in der Hauptsache dem heutigen Hamburg seine Stellung als erste Seehandelsstadt des europäischen Kontinents, als dritte der ganzen Welt in nicht zu großem Abstand hinter London und New York verschafft: seine unergleichen geographische Lage, der Gemeinfinn, die wagende kaufmännische Thätigkeit seiner Bürger, und endlich der staatliche Schutz und die geordneten politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, deren sich Hamburg als Glied des Deutschen Reiches seit den großen Jahren von 1866 und 1870-71 erfreut. Die Gunst der wirtschaftlichen geographischen Lage Hamburgs, die dem strahlend glänzenden Mittelpunkt des Brennpunktes vergleichbar ist, wurde erst zur Quelle des Wohlstandes durch die Thätigkeit der Bewohner, die es verstanden haben, trotz aller im Laufe der Zeiten auftretenden Schwierigkeiten aus der alten, Kaiser Karl dem Großen zugeschriebenen Gründung der Hammburg das zu machen, was Hamburg heute ist.

Seit Empfang des ersten Freibriefes durch Kaiser Barbarossa hat man in Hamburg, so lehrt die Geschichte, unverändert das Ziel im Auge behalten: Wahrung und Erweiterung der alten Privilegien, die der Ausgestaltung als Handelsplatz dienen. Schaffung von Ellenbogenraum für den Thätigen, Entwidlung des Gemeinwesens auf der Grundlage wahrer Freiheit. Weder die Feindschaft der Nachbarn und die Machtgellüste der Päpste, noch elementare Hindernisse wie die Brände von 1285 und 1842, die Pest von 1713, die große Handelskrise von 1850 oder die Schrecknisse der Franzosenzeit vor 100 Jahren konnten Hamburg an seinem Ziele irre machen.

Rechtzeitig erkannt man in Hamburg das Nahen einer neuen Zeit, als die Seewege nach Ostindien und Amerika gefunden wurden, als die alte Hanse ihre Bedeutung verlor; war am Plage, als sich später mit der Verbesserung aller Verkehrsmittel und mit dem Aufschwung der deutschen Industrie neue Möglichkeiten erfolgreicher Betätigung für den Handel eröffneten und auch die freie Hansestadt unter dem wohlthätigen Druck des eiserernen Ranzlers der Vortheile des Zollschlusses theilhaftig wurde.

Man mußte stets, daß die Ozeane die Länder nicht trennen, sondern verbinden. So kam es, daß das heutige Hamburg das Erbe von Venedig, Vissalon, Kadir und Amsterdam antreten, Liverpool überflügeln und als gleichwertiger Konkurrent mit London auftreten konnte.

Wenn Hamburg nicht schon im 16. Jahrhundert der wirtschaftliche Brennpunkt des Deutschen Reiches war, so lag das allein an Deutschlands Zerrissenheit und politischer Ohnmacht. Mehr als die meisten anderen Gauen des Reiches hat Hamburg Jahrhunderte lang unter dem mangelnden Schutze des Reiches gelitten. Der gewaltige, in den steil ansteigenden Ruben der Statistik deutlich zum Ausdruck kommende Aufschwung, den sein Handel — besonders auch der die Märkte der ganzen Welt, eroberte, auf die heimische Industrie gestützt und auf den Schutz durch die Flotte angewiesene Exporthandel und der damit eng zusammenhängende Import von Rohstoffen — gerade im letzten Drittel des verfloffenen Jahrhunderts genommen hat, ist bezeichnend für die Bedeutung des staatlichen Schutzes und die Wohlthat geordneter innerer politischer und Verkehrs-Verhältnisse.

Was Hamburg bis dahin wurde, wie es sich durchsetzte gegen eine Welt von Feinden und Raidern, das that es fast immer aus eigener Kraft. Mit Normannen, Friesen, Dänen, Niederländern, Franzosen, Russen, Engländern und Barbaren hat die mehrfache Stadt die Klingen gekreuzt, die Nordsee von Seeräubern reingefegt, und dort wo die Umstände es forderten, mit kluger, kluger Berechnung die Macht seines Goldes als Waffe ausgenutzt. Heute dagegen dürfen seine Kaufleute unter den schirmenden Fittichen des deutschen Reiches frei und selbstbewußt dort auftreten, wo sie früher oft nur gedrückt und geduldet ihrem Gewinne nachgehen konnten. Getragen durch das Bewußtsein, Bürger eines starken, wehrhaften Reiches zu sein, erfüllt heute der Hamburger Kaufmann mit Solz dem neuen Reich die alte Pflicht, den deutschen Namen über die Meere zu tragen.

Mannigfach sind die Beziehungen Hamburgs zu den Machtmitteln des großen Vaterlandes. Seine Söhne halten mit, die Einheit des Reiches zu schmieden bei Metz, Paris, Voigny und an der Loire. Lebhaftes Interesse hat von Alters her in Hamburg für die im Werden begriffene deutsche Flotte bestanden, dem Machtmittel, für das die Hamburger auf Grund eigener Erfahrung immer Zeit, volles Verständnis hatten. Die alten Chroniken der Stadt melden die Namen tüchtiger Seehelden: Hinrich Hoyer, Nicolaus Schode, Jensefeld, Simon v. Utrecht, Karpfanger suchten auf Hamburger Schiffen erfolgreich für die deutsche Seemannslehre, den Hamburger Handel und die Freiheit der Elbe. Als 1818 dänische Kreuzer die Elbe blockierten, erkannte man in Hamburg zuerst die Schmach der deutschen Beherr-

schung zur See. Als der General Etioch 1873 seinen Flottenbegründungsplan dem Reichstage vorlegte, wendete er sich speziell an die Vertreter Hamburgs, die bezeugen sollten, wie sehr der aufblühende deutsche Handel des Schutzes bedürfe. Ost ist die Marine in der Lage gewesen, gerade Hamburger Interessen im Auslande zu vertreten, und dankbar hat man stets dort diese Thätigkeit anerkannt. Ein wichtiges wissenschaftliches Institut der Marine, die Seewarte, hat seit 1875 ihren Sitz in Hamburg.

So war es sicher kein reiner Zufall, wenn gerade in der Kaiserstadt das Kaiserwort gesprochen wurde und von dort ausging in das deutsche Land: „Bitter noch ist uns eine starke deutsche Flotte". Jene Lauffreie, die im Jahre 1899 die Volksbewegung zu gunsten der Verbesserung unserer Seerüstung auslöste, die für die Bewilligung der neuen Gesetzesvorlagen durch die Volksvertretung von großer Bedeutung war. Schneller und stärker noch, als man damals annahm, sind in den verfloffenen zwölf Jahren die Werte gestiegen, deren Schutz die Flotte dienen soll. — Immer neue Hafenanlagen muß Hamburg dem Lande abgewinnen, um Raum zu schaffen für die stetig steigende Zahl der Schiffe, die die Güter der Welt hier zusammenbringen und von hier aus die Produkte deutschen Fleisches in alle Lande verteilen. Möge sich Hamburg den oft bewährten Sinn des zähen Festhaltens an der einmal gesteckten Aufgabe, die Beharrlichkeit bei dem Zustreben auf seine Ziele — Tugenden, die nicht immer bei allen Deutschen zu finden waren — erhalten. Unter dem starken Schutze des Reiches ist dann das Blühen der alten Hansestadt für alle Zeiten gesichert. Großadmiral v. Tirpitz.

Die Ruinenstädte in den Urwäldern Nucatan's.

Nicht viel länger als fünfzig Jahre ist es her, daß Forschungsreisende in den Urwäldern Nucatan's auf die Ruinen mächtiger Städte stießen, die von einer längst untergegangenen Kultur errichtet, einer Kultur, die schon in Trümmern lag, als die spanischen Eroberer den Boden Amerikas betreten. Man war erstaunt, begeistert, und träumte schon davon, daß man hier die Quellen der menschlichen Kultur überhaupt gefunden, wiegte sich in der Hoffnung, die stumme Sprache, die aus diesen Tempelruinen, Götterbildern und Bilderschildern uns entgegengrinze, zu entsiffern und zu deuten und damit der ganzen Anschauung von der Entwicklung der Menschheit eine veränderte Gestalt zu geben. Seitdem hat sich die wissenschaftliche Forschung immer eingehender mit diesen alten Ruinenstädten beschäftigt, man hat gegraben und gefunden, aber was man fand, hat wohl das Staunen über diese untergegangene Kultur noch erhöht, aber auch den hohen Hoffnungen und Träumen einen kleinen Dämpfer aufgedrückt. Immer deutlicher wird es, daß wir es hier nicht mit einer vollendeten Kultur zu thun haben wie in Ägypten oder Babylon, sondern nur mit einer Halbkultur, der die reifen Früchte der Kunst fehlen. Bis zu einem gewissen Grade der Kultur sind ja die Erbauer dieser Ruinen vorgebrungen, aber über die Halbkultur der Naturvölker haben sie sich doch nur in einem meßbaren Abstände erhoben. Sie sind, wie Mörmann in seiner „Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker" sagt, mitten in der Entwicklung, die sie vielleicht, aber doch auch nur vielleicht, zu voller Kulturhöhe emporgeführt haben würde, aufgehalten worden. Von einer wirklichen

Entwicklungsgeschichte der altamerikanischen Kunst und Kultur kann allerdings noch keine Rede sein, weil es nur allzuoft an genügenden Merkmalen fehlt, ältere Gestaltungen von jüngeren zu unterscheiden oder das wirkliche Alter der einzelnen Kunstwerke zu bestimmen. Daß die Entstehung der ältesten von ihnen Jahrhunderte hinter der Eroberung des Landes durch die Spanier zurückliegt, ist glaubwürdig genug, aber um Jahrtausende handelt es sich nirgends, wahrscheinlich nicht einmal um ein einziges Jahrtausend, und auch von einer Rückwirkung der amerikanischen auf die Kunst anderer Welttheile kann, darüber ist man sich jetzt klar, gar keine Rede sein.

Diese alte Baukunst hat etwas massenhaftes, Klobiges, und die Verschönerung des äußeren Schmuckes in ihren Verzerrungen und Ueberladungen etwas fragenhaftes. Von einer Wohnhausbaukunst ist überall nicht die Rede, nur Tempel und Paläste, deren stumme Sprache wir uns deuten können, wie wir wollen. Die großartigsten, weitläufigsten Palastruinen haben sich im Gebiete der alten Mayavölker erhalten, in Chiapas, Urmal, Sahil, Chichen Jpa. — Was man besonders in Chichen Jpa in den letzten Zeiten aufgedeckt hat, kann nur die Ansicht bestätigen, daß wir es bei all diesen Resten alter Kultur nur mit Tempel- und Palastruinen zu thun haben, die sich ein herrschendes Volk von der Masse der Unterworfenen, der Unterthanen in Zwangsarbeit aufrichten ließ. Die Anlage all' dieser Städte ist immer die gleiche. Höherer oder niederer Terrassenbau, die oben abgeflachte Stufenpyramide, auf der das Gebäude steht, oft nur ein unscheinbares Gebäude neben dem Hauptaltar, auf dem dem Gotte das wohlgefällige Menschenopfer geschlachtet wurde. Der Bau ist einfach, aber wunderbar, und lehrreich die Bekleidung seiner schrägen und senkrechten Flächen mit reichem in flächengedehnter Arbeit dem harten Porphyrt abgenommenen bildnerischen Schmuck, bei dem das Schlangentopfmotiv in vielfacher Verschönerung eine Hauptrolle spielt. Als eine Besonderheit dieses Baues sind die freistehenden Pfeiler und Säulen anzusehen, wie z. B. die nahezu 500 Pfeiler, die man vom Schlosse zu Chichen Jpa überschaut. Auch im Innern der Gebäude finden sich Reste von Wandmalerei, wie die reich mit Bildwerk geschmückten Säulen beweisen, die aus den Trümmern des sogenannten „Gymnasiums" in Chichen Jpa emporragen. In der Bildhauerei tritt uns hauptsächlich die vieredrige Stilsäule entgegen, doch finden sich auch — besonders an den Statuen — weichere und sichere Formen und verhältnismäßig bessere Körper als in der späteren aztekischen Kunst. Die Menschenkörper sind von vorn gesehen, während die mit mächtigem Federputz bedeckten Köpfe im Profil nach rechts oder links gewandt sind.

Von einer eigentlichen Schrift kann bei den Erbauern dieser Tempel und Paläste noch nicht die Rede gesehen sein. Man hat sich zwar bemüht, aus den Zeichen der Bildwerke phonetische Hieroglyphen herauszulesen, aber außer den bildlichen Darstellungen hat man nichts entziffern können. Die Ornamentik sagt eben doch zu wenig und selbst die vielfachen Kreuze in der Wandplastik haben schwerlich einen tieferen Sinn, weisen zum mindesten nicht auf christliche Einflüsse hin, wie die Spanier sich einbildeten. Das Hauptkreuz ist vermutlich als Sonnenymbol anzusehen und die sogenannten Malteserkreuze, die neben Lobtenschildern vorkommen, sollen offenbar übereinandergelegte Lobtengelbe bedeuten. Die ganze Verzierungsart hat überhaupt, wie auch schon die

Baukunst, etwas unfertiges, barbarisch überladenes, verzerrtes, fragenhaftes. Und wir brauchen uns keiner Täuschung darüber hinzugeben, daß die Mängel dieser Kunst auch zugleich die Mängel der ganzen Kultur sind, einer halbbarbarischen, von Blut durchschlossenen und von Gold durchschimmerten Kultur, die doch nur eine Halbkultur war.

Karl Gunblach.

Superbel.
„Geben Sie mir doch 'mal ein paar andere Stahlfedern, Herr Kollege, die nicht so fragen wie diese hier... der Direktor hört ja nebenan jeden Strich, den wir nicht thun."

In einem bin.
„Wie, Sie haben jetzt ein Ehevermittlungsbureau?"
„Freilich. Zuerst habe ich meine sechs Töchter verheiratet, und dann hat sich die Sache so von selbst gemacht."

Der Gesangsverein.
„Wie die Zeit vergeht! ... Zwei Jahre bist Du jetzt schon beim Gesangsverein ... Habt Ihr doch gute Kräfte dabei?"
„Weiß nicht. Gesungen haben wir noch nicht."

Der Symbolist.
„Die junge Frau des Malers Perrellino soll ihren Mann nur selten zu Gesicht bekommen."
„Ja wissen Sie, er ist Symbolist — und da ist bei ihm sogar die Ehe nur angebeutelt!"

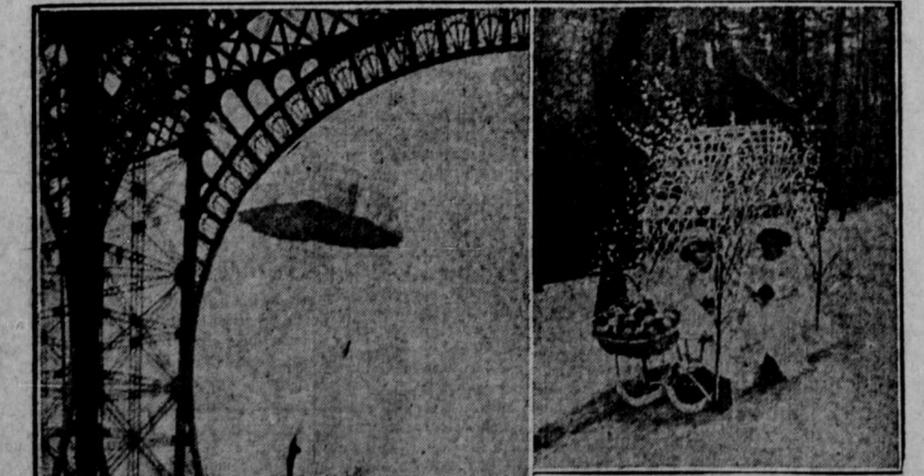
Am Stammtisch.
„Gäste (nachdem sich einer entfernt hat): „Ein koshafter Kerl, der Prigle! ... Ehe er zur Thür hinausgeht, steht er immer noch rasch ein Schnupfennässchen in den Mustautomaten!"

Eine patriotische Mutter.
Für ihren militärpflichtigen Sohn bestellte eine Mutter beim Pfarramt einen Tauffchein mit folgenden Worten: „Säb geähter Herr Wahrer! bite um den Tauffchein für mein Sohn. Er ist geboren den 6. Oktober 1891 zu Millatärzwecken."
Frau Lehmann."

Die befreundeten Gänse.
Der Proturist Meier und der Oberbuchhalter Müller, die jeden Sonntag auf gemieteten Säulen einen gemeinsamen Spazierritt zu machen pflegten, haben sich verfeindet. Infolgedessen reitet Herr Meier heute allein zum Thore hinaus, und Herr Müller kurze Zeit nachher ebenfalls.

Nach zwei Stunden kehren die Gänse einträchtig zusammen zurück — ganz gegen den Willen ihrer Reiter, die, immer noch unversöhnt, sich gegenseitig giftige Blicke zuwerfen."

Der „Zuschlag"-Billet.
Ein armer Schnorrer wird im Zuge ohne Billet angetroffen und auf der nächsten Station rausgeworfen, nachdem man ihn tüchtig verprügelt hat. Es gelingt ihm aber, bei der Abfahrt wieder in ein anderes Coupe zu schlüpfen, doch wird er wieder vom Schaffner erwischt und, nachdem man ihm sein Fell tüchtig geribt hat, an die Luft gesetzt. Jedoch abermals glückt es ihm aufzuspringen und bis zur nächsten Station mitzufahren. Hier nimmt ihn aber der Bahnhofsinspektor in Empfang, und während er wieder tüchtig verbauden wird, fragt ihn der Inspektor: „Ja, Mensch, was soll denn das eigentlich heißen? Wohin wollen Sie denn eigentlich fahren?"
„Herr Inspektorleben", antwortete er, „wenn's mir Körperche aushält, bis Kratau!"



Der Aeroplan-Fallschirm.

Nachdem in letzter Zeit so viel von Fallschirmen als Rettungsmittel für Flugkünstler die Rede gewesen, wird es unsere Leser interessieren, zu sehen, wie die Idee dieses Rettungsmittels in unseren Tagen sich ausgestaltet.

Der Modellschiff als Blütenlaube.

Der weiße Kirch bei Dresden ist auch im Winter ein Sammelpunkt bewegten Lebens, besonders seit der Winterport auch bei uns in Deutschland so stark in Aufnahme gekommen ist. Einen reizenden Anblick bot bei einer Radelfahrt der hier abgebildete Modellschiffen, der mit Pfirsichblüten bedeckt, in eine Blütenlaube umgewandelt war, woraus die frischen Gesicht der Fahrtrinnen lieblich hervorlachen.

Der Modellschiff als Blütenlaube.

Der weiße Kirch bei Dresden ist auch im Winter ein Sammelpunkt bewegten Lebens, besonders seit der Winterport auch bei uns in Deutschland so stark in Aufnahme gekommen ist. Einen reizenden Anblick bot bei einer Radelfahrt der hier abgebildete Modellschiffen, der mit Pfirsichblüten bedeckt, in eine Blütenlaube umgewandelt war, woraus die frischen Gesicht der Fahrtrinnen lieblich hervorlachen.